

Kulturgeschichte und Identitätsbildung

Eine lebensgeschichtlich-retrospektive Sondierung mit Texten über
Agnes Heller, Charles Baudelaire und Giuseppe Tomasi di Lampedusa

Übersicht:

1. Die bekannte Philosophin Agnes Heller (1929-2019) hat mich durch ihre Schriften ermutigt, die Verbindung des Historisch-Allgemeinen mit dem Individuell-Besonderen nicht preiszugeben und das eigene Ich sozusagen als Ort des Zusammenstoßes und der Vermischung von disparaten Tendenzen ins Spiel zu bringen.
2. Eine Stunde in meiner persönlichen Psychoanalyse, die ich aus Liebeskummer in Angriff genommen hatte, brachte mir die Bedeutung eines Baudelaire-Gedichts im lebensgeschichtlichen Kontext vor Augen.
3. Ein literaturgeschichtlich bedeutender Text verlieh dem „Lebensstrom“, meiner Lieblingsmetapher, eine besondere Würde und enthob sie damit der subjektivistischen Beliebigkeit, die den meisten bekenntnishaften Äußerungen eigen ist.

1. *Agnes Heller* (1929-2019)

Zur Fähigkeit einer Philosophin, „Ich“ zu sagen

Agnes Heller war und ist für mich ein Lichtblick und ein Leitfaden im Labyrinth der Philosophien, den ich leider erst recht spät für mich entdeckt habe. Während die Philosophie-Männer auf je eigene Weise den „Weltgeist“, die „Theorie“ und ein „System“ für sich beanspruchen, lässt Heller ihr „Ich“ mit seinen Erfahrungen und Entwicklungen mitsprechen, mal ausdrücklich, mal eher zwischen den Zeilen, aber immer so, dass die Person Agnes Heller zu erkennen ist.

Die unauflösliche Identifikation der Person Agnes Heller mit ihrer Profession als Philosophin kommt in folgendem Satz energisch zum Ausdruck (um nicht zu sagen: *apodiktisch*, weder Widerspruch, noch Selbstzweifel dulddend):

„Ich habe nie auch nur für eine Minute aufgehört, philosophisch zu denken und zu schreiben. Und ich werde es bis zum Ende meines Lebens auch nicht tun

(außer wenn ich dement werde, was ich nicht hoffe). Die Geschichte meiner Philosophie ist daher eine Geschichte meines Lebens.“¹

Das ist ein sehr weit und elastisch formatierter Begriff von Philosophie, den man psychohistorisch einerseits begrüßen, andererseits aber auch kritisch in Frage stellen muss, vor allem dann, wenn Freud als Philosoph des 19. Jahrhunderts (!) von Heller zwischen Kierkegaard und Nietzsche eingeordnet wird.² Offenbar hat hier die prägende Erfahrung des Kommunismus seine Hand unsichtbar im Spiel gehabt; denn Psychoanalyse war im Ostblock eine persona ingrata.

Hellers undogmatisch weit gefasster Begriff von Philosophie, in dem die reflexive Integration eingreifender geschichtlich-lebensgeschichtlicher Erfahrungen (Auschwitz, Aufbau und Zerfall des Kommunismus, Identitätsdiffusionen) offenkundig katalytische Wirkungen erzeugten, verlangte keine strenge Grenzziehung zu alternativen geistig-kulturellen Produktionen. Das kommt besonders deutlich in ihrem Buch über Ethik (englisch als Pluraletantum: *Ethics*) zur Geltung, in dem sowohl Vorlesungen, als auch fingierte Briefe und Dialoge zur Anwendung kommen.³

Die künstlerisch-performative Dimension in ihrem Werk kommt u.a. durch eine geistreiche Metaphorik zum Ausdruck. Hellers Darstellungen und Argumentationen sind voller Sinnbilder, Vergleiche sowie Belege aus der Kunst- und Kulturgeschichte. Die Leitbegriffe der Philosophie – Logos, Mythos, Gott, Wille, Freiheit usw. – treten wie Personen („characters“) auf der Bühne des Welttheaters auf. Die Vernunft ist für Heller keine weit über dem Alltag thronende Göttin oder abstrakte Idee, sondern „eine Institution der philosophischen Imagination“ sowie ein „Mittel gegen Selbst-Täuschungen“.⁴

Auch das Unbewusste betritt als Akteur Hellers Bühne der Ideengeschichten, aber sehr zurückhaltend. Sigmund Freud als Inspizient in diesem Akt war selbst bekanntlich nicht ganz sicher, ob der Auftritt des Unbewussten auf der Bühne des *teatrum mundi* schon angesagt war. Es sei nicht nur bei den Menschen, sondern auch bei den Begriffen gefährlich, „sie aus der Sphäre zu reißen, in der sie entstanden und entwickelt worden sind.“⁵

Ja, für das Welttheater ist das Unbewusste in der Tat ein unsicherer Protagonist, ein Zauberer, „der neue Merlin“, wie die amerikanische

¹ Heller, *Eine kurze Geschichte*, S. 12.

² Heller, *Der Wert des Zufalls*, S. 140.

³ Ein literaturgeschichtlich bekanntes Beispiel für Briefe als Literaturform hat uns Schiller hinterlassen.

⁴ Heller, *A Philosophy of History*, S. 93 und 94.

⁵ Freud, *Das Unbehagen in der Kultur*, S. 269.

Historikerin Tuchman in einem Text spöttelte.⁶ Aber der Tag kommt, so hoffte Freud (ebd.), „dass jemand eines Tages das Wagnis einer solchen Pathologie der kulturellen Gemeinschaften unternehmen wird“ [und psychoanalytisches Denken auf Geschichte und Kultur überträgt].

Diese Hoffnung hat sich bisher nicht erfüllt, und sie wird sich auch zukünftig nicht erfüllen, jedenfalls nicht als glatte Übertragung von dem einen eingegrenzten medizinischen Erfahrungs- und Forschungsfeld auf das sehr viel größere Feld des Geschichtlichen. Was aber möglich ist und nötig bleibt und weiterentwickelt werden kann, das ist das individuelle Gespür für unaufgeklärte Turbulenzen im eigenen Innern: Agnes Heller ist gerade in dieser Hinsicht eine Geburtshelferin der Psychohistorie, weil sie genau diesem Gespür Ausdruck verlieh. Die Ermutigung zur verstärkten Beachtung der eher subkutanen Einwirkung von scheinbar sachfremden Assoziationen kommt in folgendem Zitat deutlich zum Ausdruck:

„Die Auswahl eines konkreten oder fruchtbaren Themas oder Gegenstandes hat zwei Quellen. Anfangs ist es ein Gedanke, der immer wieder auftaucht. Zweitens ist es eine plötzliche Eingebung. Beide Quellen können zueinander in Beziehung gesetzt werden. Man denkt lange über etwas nach, dann vergisst man es, weil andere *Gedanken in den unbewussten Bereich des Verstandes drängen*, und dann erscheint es plötzlich im Zentrum des Bewusstseins. Doch sind nicht wir diejenigen, die ein Thema oder einen Gegenstand auswählen – wenn es so etwas wie ein Thema oder einen Gegenstand überhaupt gibt –, denn es ist das Thema oder der Gegenstand, der uns wählt. (...) Ich meine es ernst, wenn ich sage, dass es der Gegenstand ist, der uns wählt, und nicht umgekehrt.“⁷

In etwa diesem Sinn kann ich lebensgeschichtlich-retrospektiv sagen, dass der Begriff „Vermächtnis“ mir schlagartig bewusst wurde und mich, wenn man so will, „erwählt“ hat. Mit dieser persönlich-individuellen Konnotation bleibt der Begriff „Vermächtnis“ als „Charakter“ auf der Bühne des *theatrum mundi* Zaungast, und das ist gut so.

Agnes Heller hat ihr Gesamtwerk als ein „Quasi-System“ bezeichnet,⁸ weil es auf einer stabilen Argumentationsstruktur beruht und von wiederkehrenden Leitmotiven durchzogen ist, gleichwohl aber kein „System“ im üblichen Sinn des Wortes bildet. Dem Quasi-System im Philosophisch-Allgemeinen entspricht

⁶ Tuchman, *Die Torheit der Regierenden*, Epilog: S. 480. Tuchman artikuliert gleichwohl ihren Sinn für „die melancholischste Wahrheit der Geschichte, die in der Einsicht bestehe, „dass jede Revolution im Auftauchen einer neuen Klasse ende (a.a.O., S. 312).

⁷ Heller, *Eine kurze Geschichte...*, S. 13, Hervorhebungen von mir, P.S.-H.

⁸ Heller, *Eine kurze Geschichte...*, S. 9, „Der Ausdruck meint einfach, dass meine vorher [in den Jahren 1980-1995] sich schließlich zusammenfügten.“

auf der fachlichen Ebene des Geschichtlichen das unausweichlich Fragmentarische, Vorläufige, Partikulare, Ausschnitthafte, dem Historiographie und die Geschichtsphilosophie unentrinnbar verhaftet bleiben. „A Philosophy of History *in Fragments*“ sei ihr Lieblingsbuch, bekannte Heller in der kurzen Geschichte ihrer Philosophie (S. 167).

Die höchste und stärkste Göttin am Philosophie-Himmel ist bekanntlich die VERNUNFT. Heller missachtet sie nicht, im Gegenteil! Aber sie setzt sie in Beziehung zu unserer Vergänglichkeit und betont, dass vergängliche Wesen ihre eigenen Grenzen erkennen und keine Absolutheiten anhimmeln sollten. Dementsprechend nimmt sie Abschied von der Vernunft wie von einer irdischen Freundin: „Farewell, my lovely, let us make peace with our finitude.“⁹

Ganz einfach ist das nicht!

2. Charles Baudelaire

(1821-1867)

Ein Gedicht in der zweifachen Bedeutung von Resonanz und Relevanz

Angetrieben durch die Einsicht, dass in mir selbst etwas „nicht stimmen“ kann, trieb mich vor rund vierzig Jahren ein erneuter Liebeskummer in die Psychoanalyse, wo mir eines schönen Tages, scheinbar zufällig und assoziativ-willkürlich, ein Gedicht von Baudelaire einfiel. Es trägt die Überschrift *Recueillement (Besinnung)* und muss mir im Romanistik-Studium als persönlich bedeutsam aufgefallen und im Gedächtnis geblieben sein; hier die erste Strophe mit deutscher Übersetzung:

Sois sage, ô ma Douleur, et tiens-toi plus tranquille.
Tu réclamais le Soir, il descend, le voici:
Une atmosphère obscure enveloppe la ville,
Aux uns portant la paix, aux autres le souci.

Charles Baudelaire: 1821-1867

Recueillement

Sei ruhig, o mein Schmerz, und sei besonnen.
Den Abend wolltest du, sieh her; er kam:
Ein dunkler Lufthauch hat die Stadt umspinnen,
Den einen bringt er Frieden, den anderen Gram.

⁹ Heller, *A Philosophy of History*, S. 106.- Das Buch über *Ethics* verweist im Index auf mehrere Textstellen mit dem Stichwort Endlichkeit (*finitude*).

Die erste Zeile mit der emphatisch direkten Ansprache an den Schmerz hat etwas Magisch-Beschwörendes, im Französischen wie auch in der deutschen Übersetzung. Die emphatische Kontaktaufnahme zum Schmerz wie zu einer Person wiederholt und verstärkt sich in der letzten Zeile des zweiten Vierzeilers (*Ma douleur, donne-moi la main; viens par ici...*), bevor der Gang in die Melancholie des ultimativen Abschieds beginnt und der Tod ins Auge gefasst wird (*la douce Nuit qui marche*)

Um welchen Schmerz handelte es sich bei Baudelaire? Und bei mir selbst? Was war zu betrauern? So ganz klar ist mir das bis heute nicht, weil mehrere psychohistorische Anhaltspunkte gleichberechtigt nebeneinander stehen und diese sich inzwischen mit rationalisierenden Erklärungen vermischt haben.

Baudelaires Sonett *Recueillement* wurde den *Fleurs du Mal* erst in der erweiterten Ausgabe von 1861/62 eingefügt (und ist daher in vielen Ausgaben, die sich auf die erste Fassung von 1857 beschränken, nicht enthalten). Es ist etwas verhaltener im Ton als viele der früheren Gedichte, die keine Besinnung, sondern extreme Gefühle und Zerreiß-Spannungen präsentieren. Baudelaire war zur Zeit der Niederschrift und Veröffentlichung des Sonetts in den besten Jahren, aber dem Tod schon nahe, wahrscheinlich infolge der Spätwirkungen einer Syphilis-Erkrankung, die er sich als Adoleszenter im freizügigen Leben des Quartier latin (etwa 1840) zugezogen hatte.

Ein Hauptproblem seines Lebens war die unverarbeitete Trauer um die Beendigung des exklusiv ödipalen Lebens mit seiner Mutter, die 1827 ihren (34 Jahre älteren) Mann verloren hatte, anderthalb später wieder heiratete und damit das enge, 18 Monate dauernde ödipale Zusammenleben mit ihrem Sohn beendete. *Sei vernünftig, o mein Schmerz, und beruhige dich...* Eine andere Lebenshypothek Baudelaires war der spürbare körperliche Verfall durch die unheilbare Krankheit: „Gift“ ist ein häufiges Motiv in Baudelaires Gedichten.

Baudelaire war Dichter und nicht Historiker. Geschichte im üblichen Sinn des Wortes, Geschichte als Sammelbegriff für die unübersehbare Vielfalt und Komplexität vergangener Realitäten, kommt bei Baudelaire praktisch nicht vor. Das Vergangene wurde gleichwohl ohne Unterlass künstlerisch thematisiert, denn der Autor trug einen unübersehbaren Wust von Erinnerungen mit sich herum: *J'ai plus de souvenirs que si j'avais mille ans* (LXXVI: Spleen, S. 216). Aber während unsere Erinnerungen in der einen oder anderen Weise der Vergangenheitsbewältigung dienen, dem Bewahren und der Fortsetzung guten Lebens, dem Bewusstmachen von Vermächtnissen usw., gleichen Baudelaires Erinnerungen, wie er selbst formulierte (ebd.), einem Massengrab, „das sogar der Mond verabscheut.“

Baudelaire spricht seinen „Schmerz“ nicht nur in dem eingangs zitierten Schlüsselgedicht an, sondern auch in zahlreichen weiteren Gedichten. In der Fachliteratur ist Baudelaires „Dolorismus“ ein weit ausgearbeitetes Thema! Das mahnt zur hermeneutischen Vorsicht! Jedenfalls ist das, was mich bewegte, inhaltlich nicht gleichzusetzen mit dem, was Baudelaire in vielen Gedichten poetisch zur Sprache brachte.

Ich bin darüber hinaus auch nicht sicher, dass Baudelaire den Schmerz, *la douleur*, als Lebenselement gewollt und *für sich gewählt* hat, wie Sartre behauptet (S. 57 ff.). Den eigenen Lebensweg mit allen seinen Eigenheiten und Defiziten bewusst wollen und wählen, das ist bei Sartre, zumindest in dieser programmatischen Konsequenz, eine Anleihe aus Sartres eigener Existenzphilosophie, die er selbstanalytisch bearbeitet hat und in weiteren biographischen Belegen bestätigt sehen wollte, die aber Baudelaires psychohistorische Konstitution nicht erfasst.

Sartre hat seine eigene Psychogenese nicht mit einem ödipalen Verhältnis zur Mutter, sondern mit einem aktiven Gebrauch der Sprache korreliert: „Indem ich schrieb, existierte ich...“ (*Die Wörter*, S. 87).

≈ ≈ ≈ ≈

Wie in der einleitenden Übersicht angedeutet, wurde die Tür zu einem vertieften Verständnis der persönlichen Implikationen des Baudelaire-Gedichts in einer psychoanalytischen Therapiestunde aufgestoßen, in der die Analytikerin mich behutsam auf Verbindungen zwischen Motiven des Gedichts und Konstellationen des frühkindlichen Erlebens aufmerksam machte. In den Fokus der Aufmerksamkeit geriet die Zeit, als der Krieg begann und ich „abgestillt“ wurde (Ende 1939): Ja, um diesen „Schmerz“, um diesen Verlust eines durch nichts gestörten vorherigen Wohlergehens ging es: *Sois sage, ô ma Douleur...* (Das Französische als Fremdsprache mit seinem distanzierenden Effekt hatte dabei eine wichtige sprachliche Hilfsfunktion, die verhinderte, dass das deutsche Herz-Schmerz-Wortgeklingel sich mir abwehrend in die Quere stellte.)

Der Weg von dieser Therapie-Stunde (mit ihrer generativen Einsicht in das Zusammenspiel von Poesie und Erfahrung) zur Idee einer Trauer über Geschichte war lang und holprig und keineswegs geradlinig. Zu den Stolpersteinen, die mir immer wieder in die Gedanken rollten, gehörte die ziemlich rigide Unterscheidung zwischen Trauer und Melancholie, die Freud in einem oft zitierten psychoanalytisch-diagnostischen Beitrag konstruiert hat und die auch mir eine Zeitlang die Denkrichtung vorgeschrieben hat (Freud, a.a.O., S. 200): „Bei der Trauer ist die Welt arm und leer geworden, bei der

Melancholie ist es das Ich selbst.“ Ich konnte diese Verarmung im Ich nicht nachvollziehen.

Zum Glück für mich ist die Differenz zwischen Trauer und Melancholie auch von psychoanalytischer Seite „dekonstruiert“ worden, das heißt: das dem Freud'schen Denken eigentümliche polarisierende Element wurde relativiert und durch multiperspektivisches Argumentieren ersetzt, das die Protagonisten sogar performativ umsetzten: Sie wechselten im Laufe des (schriftlich vorab festgelegten) Gesprächs ostentativ ihre Positionen und verdeutlichten diese Flexibilität drastisch durch den Austausch ihrer Mützen, die mit Farben verschiedene Positionen symbolisierten: anthrazit für melancholisch, dunkelgrau für depressiv und schwarz für traurig.

Mein Lieblingszitat aus diesem Sonderbeitrag zur Kulturarbeit lautet (Knellessen, S. 68): „Man könnte sagen: Die Trauer ist die Krankheit an der Realität. Die Melancholie ist Krankheit am Wunsch.“ Das passt gut zur Psychohistorie als Programm und Begriff, wenn wir den Einzelbegriffen des Kompositums ihr Eigenleben zurückgeben: *Psycho-* verweist auf Prozesse der individuell-existenziellen Trauer, *-historie* auf entsprechende (weitgehend verdrängte) Prozesse der Weltgeschichte.

Trauer und Melancholie sind zwei bisher verdrängte emotionale Komponenten des Geschichtsbewusstseins, das eben nicht nur rational-kognitiv, sondern auch emotional kommunikativ zu definieren ist, als existenziell kritische Haltung gegenüber Vergangenheiten, Gegenwart und Zukunft.

3. *Giuseppe Tomasi di Lampedusa*

(1896-1957)

Das Entweichen des „Lebensstroms“ im Sterben

Vorbemerkung über psychohistorische Querverbindungen zwischen Baudelaire und Lampedusa

Lampedusa, Autor des berühmten Romans „Der Leopard“, hat viel gemeinsam mit Charles Baudelaire (1821-1867), dem eben vorgestellten Dichter der „Fleurs du Mal“. Baudelaire war ein früh festgelegter französischer Dichter des 19. Jahrhunderts, Lampedusa war ein historisch interessierter sizilianischer Romanautor und Spätentwickler des 20. Jahrhunderts. Insofern liegen sie kulturgeschichtlich zwar nicht eng beieinander. Doch die innige, allzu enge Verbindung mit der Mutter konstituierte eine Gemeinsamkeit, die real- und kulturgeschichtliche Differenzen überbrückt.

„Lebensstrom“ - Poesie und Metaphorik

Am vieldeutigen Begriff *Lebensstrom* scheiden sich Sympathien und Antipathien gegenüber einem Denken, das sich in der Spannung zwischen Realgeschichten auf der einen Seite (z.B. Flüsse als Grenzen, als Lebensorganisatoren rund um den Fischfang usw.) und geistig-seelische Flowerfahrungen auf der anderen Seite seinen Weg bahnt. Menschen, die das begrifflich Klare und Eindeutige lieben, begegnen dem „Lebensstrom“ als Metapher mit Vorbehalten oder lehnen diese rundweg ab. In der Literatur behauptet der Begriff dagegen eine zentrale Bedeutung, was in diesem Text exemplarisch verdeutlicht werden kann.

Der Begriff Lebensstrom bietet eine deutliche Verbindung des Denkens mit dem Fühlen und verweist damit gleichzeitig auf Stagnationen, unproduktive Staus, ja sogar auf die Gefahr von Verunreinigungen bis hin zur Vergiftung des Lebensgefühls, des Denkens und der politisch-gesellschaftlichen Lebensgrundlagen - eine Erfahrung, die in unübersehbar vielen Zeugnissen und Dokumenten vergegenwärtigt werden könnte.¹⁰

Poetisch ergreifend kommt die Lebensstrom-Metaphorik in einem Text zur Geltung, den wir in dem berühmten Roman *Der Leopard* („il Gattopardo“) von Giuseppe Tomasi di Lampedusa (1896-1957) finden. Das dem Körper im Sterben entweichende Leben kündigt sich als feines Geräusch an, das unaufhaltsam stärker wird und schließlich zu einem mächtigen Rauschen von Sturzbächen anschwillt.

Lesen wir einige Abschnitte aus dem vorletzten Kapitel des Romans.

„Don Fabrizio kannte jenes Gefühl schon lange. Es war Jahrzehnte her, dass er gespürt hatte, wie das Lebensfluidum, die Fähigkeit zu existieren, ihn allmählich verließen, langsam aber beständig, so wie die Körnchen in der engen Öffnung einer Sanduhr weniger werden und ganz langsam, nach und nach, herunter rieseln, ohne sich zu eilen, ohne zu zögern, in einigen Momenten angespannter Tätigkeit, großer Aufmerksamkeit verschwand dieses Gefühl ständigen Verlassenwerdens, um sich bei jeder, auch der kürzesten Gelegenheit, da er schwieg oder in sich schaute, unerschütterlich wieder einzustellen, etwa wie ein ständiges Summen im Ohr, wie der Schlag eines Pendels sich in uns aufdrängt, wenn alles übrige schweigt, und davon überzeugen wir uns, dass die Geräusche immer da waren, wachsen, auch wenn wir sie nicht hören. [...]

Er saß, die langen Beine in eine Decke gehüllt, in einem Sessel auf dem Balkon des Albergo Trinacria, und fühlte, wie das Leben in breiten, drängenden

10 Als exemplarischer Beleg für diese These sei verwiesen auf Golineh Atai.

Sturzwellen von ihm fortging, mit einem dem Geiste spürbaren Getöse, das man mit dem Rheinfluss hätte vergleichen können.

Es war um die Mittagszeit eines Montags Ende Juli, und das Meer von Palermo, dicht, ölig, unbeweglich, weitete sich vor ihm, unwahrscheinlich reglos und flach vor ihm hingestreckt wie ein Hund, der bestrebt ist, sich vor Drohungen des Herrn unsichtbar zu machen; aber die Sonne, unverrückbar, senkrecht, stand breitbeinig darüber und peitschte es ohne Erbarmen. Die Stille war vollkommen.

Unter dem hohen Licht vernahm Don Fabrizio nur einen einzigen Ton in seinem Innern: den Ton des Lebens, der aus ihm hervorbrach [...]. In dem Schatten, der an ihm hochstieg, versuchte er zu rechnen, wie lange er in Wirklichkeit gelebt hatte. Sein Hirn konnte mit der einfachen Rechnung nicht mehr fertig werden: drei Monate, zwanzig Tage, eine Gesamtsumme von sechs Monaten, sechs mal acht, vierundachtzig [...] Jetzt brach nicht nur ein Fluss aus ihm heraus, sondern ein Ozean, stürmisch, voller Schaum und entfesselter Sturzwellen.“

[In den letzten Lebensminuten erscheint ihm Angelica, die Braut seines Neffen Tankredi, die er wegen ihrer Schönheit und Jugend bewundert hat].

„Jetzt war sie bei ihm, ihr Gesicht dem seinen gegenüber; sie hob den Schleier – und so, schamhaft, aber bereit, in Besitz genommen zu werden, erschien sie ihm weit schöner als er sie erblickt hatte – dort in den Sternenträumen.

Das tosende Meer kam zur Ruhe.“¹¹

Im italienischen Original (S. 246) klingt dieser letzte Satz noch eindrücklicher, indem er die beruhigende *Loslösung von allen Qualen* des Lebens und Sterbens ausdrückt: „Il fragore del mare si placò *del tutto*.“

Lampedusa, beim Schreiben selbst dem Tod nicht mehr fern, hat dem Sterben eine einzigartige Würde verliehen, die gleichzeitig voll tröstender Symbolik ist. Mit dem letzten Augen-Blick nimmt der sterbende Fürst die über ihn gebeugte junge Frau in sich auf und vereinigt sie dem tosenden Meer des entweichenden individuellen Lebens, das damit in den Lebensstrom der Menschheit eingeht.

¹¹ Lampedusa schrieb den Roman innerhalb weniger Monate im Jahr 1954, das heißt drei Jahre vor seinem eigenen Tod. Er fand für sein Buch zu seinen Lebzeiten keinen Verleger. Das Buch wurde ein Jahr nach seinem Tod veröffentlicht und erlangte Weltruhm. - Über Lampedusas Leben und Werk informiert das gründlich recherchierte Buch von Jochen Trebesch, 2013 (3. ergänzte Auflage), hier findet sich auch [S. 290 ff.] eine literaturgeschichtliche Einordnung des „Seins zum Tode und des Sterbens.“

Der literatur- und ideengeschichtliche Ruhm des Gattopardo-Romans beruht auf einem Satz, der im ersten Kapitel scheinbar nebensächlich fällt. Der junge Tankredi unterhält sich mit seinem Onkel, dem Fürsten von Salina, in jugendlicher Unbekümmertheit über persönliche Lebensaussichten und politische Prognosen, und der Onkel ermahnt ihn, sich an den König zu halten. Tancredi entgegnet: „Für den König, sicher, aber für welchen? Wenn wir bei denen [bei den Republikanern] nicht mitmischen, dann bescheren sie uns die Republik. Wenn wir wollen, dass alles so bleibt, wie es ist, muss alles sich ändern.“ Er umarmte seinen Onkel mit einem Anflug von Rührung. „Auf baldiges Wiedersehen. Ich kehre mit der Tricolore zurück.“

Die sozialgeschichtliche Bezugsebene des Lampedusa-Romans ist die dem Feudalismus verhaftete Gesellschaftsklasse der sizilianischen „Fürsten“, die sich mit dem Niedergang ihrer Klasse vom 19. zum 20. Jahrhundert nicht abfinden konnten. Dass Lampedusa seine Kindheit im Rückblick als „verlorenes Paradies“ erinnern konnte (*Die Stätten meiner Kindheit*, S. 114), das ist psychohistorisch gut zu verstehen; denn er wurde von Mutter und Kinderfrau liebevoll umsorgt und hatte als kleiner Prinz ein ganzes Schloss praktisch für sich alleine. Eine Ideologie der Klassenherrschaft mit katholischem Segen hat Lampedusa gleichwohl nicht erdacht, im Gegenteil: Melancholie wegen des unaufhaltsamen Wandels und die damit verbundene Trauer lenkten seine Gedanken.

Die Besonderheit des Gattopardo-Romans wird besonders deutlich, wenn man ihn mit anderen Romanen vergleicht, die inhaltlich strukturell ähnliche Prozesse beschreiben, das persönliche Involviertsein des Autors aber ausklammern, denken wir nur an die *Buddenbrooks*. Thomas Manns Ehrgeiz, einen preiswürdigen Roman zu schreiben, verbunden mit seiner stilistischen Souveränität, waren etwas ganz anderes als Lampedusas introspektiv nostalgische Beschwörung einer Lebenswelt, die der Autor in seiner Kindheit selbst erlebt und genossen hatte. Dementsprechend gegensätzlich waren die Rezeptionen der beiden Bücher: Nobelpreis für den einen ↔ Ablehnung des Werks zu Lebzeiten des anderen.

Die Grundstimmung im *Gattopardo* ist eine geschichtsbewusste Melancholie, die von persönlicher Trauer über das verlorene Paradies der Kindheit inspiriert und eingerahmt wurde. In dem Maße, wie dieses melancholisch-traurige Substrat in unseren Auseinandersetzungen mit Geschichte nicht zur Geltung kommen kann, zumindest implizit als „Subtext“, bleibt der menschlich-soziale Fortschritt ein Hindernisrennen.

Literatur

- Atai, Golineh*: Iran. Die Freiheit ist weiblich. Rowohlt, Berlin 1921.
- Baudelaire, Charles*: Les Fleurs du Mal – Die Blumen des Bösen (Französisch-Deutsch). Reclam, Stuttgart 2014 (revidierte Neuauflage).
- Beland, Hermann: Unaushaltbarkeit. Psychoanalytische Aufsätze II zu Theorie, Klinik und Gesellschaft (hier der erwähnte Aufsatz über *Wahrheitsfunktion* ...). Psychosozial-Verlag, Gießen 2011.
- Ders.*: Wahrheitsfunktion, Anschauungsformen, Existenzbegriff, Theorie des Denkens. Bion für das philosophische Interesse. In: Beland, *Unaushaltbarkeit*.
- Bruni, Frank*: America's tribalism will be the death. In: *The New York Times*, January 29-30 2022.
- Freud, Sigmund*: Fragen der Gesellschaft / Ursprünge der Religion (= Bd. IX der Sigmund-Freud-Studienausgabe im Fischer Verlag. Hier u.a.: *Das Unbehagen in der Kultur*). Frankfurt a.M. 1974.
- Ders.*: Trauer und Melancholie (1917). In: Sigmund-Freud-Studienausgabe Bd. III (= Psychologie des Unbewußten). S. Fischer, Frankfurt a.M. 1975.
- Grabowski, Jan*: The new wave of Holocaust revisionismus. In: *The New York Times*, January 31, 2022.
- Heller, Agnes*: A Philosophy of History in Fragments. Blackwell, Oxford UK and Cambridge USA 1993.
- Dies.*: Eine kurze Geschichte meiner Philosophie. Edition Konturen Mediendesign, Wien 2017.
- Dies.*: Der Wert des Zufalls. Agnes Heller über ihr Leben und ihre Zeit. Edition Konturen, Wien und Hamburg 2018.
- Dies.*: An Ethics of Personality. Blackwell, Massachusetts 1996.
- Knellessen/ Passett/ Schneider*: Trauer oder Melancholie. Zur Dekonstruktion einer Differenz. In: Wellendorf und Wesle 2009.
- Lampedusa, Giuseppe Tomasi di*: Il Gattopardo (1958). 106. Auflage, März 2021.
- Ders.*: Der Leopard (neu übersetzt von Burkhard Kroeber). Piper, München 2020 (4. Auflage).
- Ders.*: Die Sirene. Erzählungen (hier u.a.: Die Stätten meiner frühen Kindheit). Piper, München 1961.
- Mann, Thomas*: Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Lizenzausgabe Bertelsmann Lesering o.J.
- Sartre, Jean-Paul*: Baudelaire. Ein Essay. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 2007 (6. Auflage).
- Ders.*: Die Wörter (frz. 1964). Autobiographische Schriften. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg, 2017 (40. Auflage).
- Schiller, Friedrich*: Über die ästhetische Erziehung des Menschen. Reclam, Stuttgart 1965.
- Schmidt, Thomas E.: Ist der Rassismus unüberwindbar? In: *Die Zeit*, 22. Juli 2021.
- Schulte von Drach, Markus C.*: Die und wir – unversöhnlich. In: *Süddeutsche Zeitung*, 4.2. 2022.
- Schulz-Hageleit, Peter*: Lebensstrom und Rationalität. Ein Essay über Humanismus in Zeiten des Krieges. Sonderheft 1 der Zeitschrift *humanismus aktuell*. Humanistischer Verband Berlin 1999.

Schulz-Hageleit, Peter: Vom „Unbehagen in der Kultur“ zur Trauer über Geschichte. Studien zur Psychohistorie des Geschichtsbewusstseins. Springer SV, Wiesbaden 2016.

Ders.: Zur emanzipatorischen Kraft von Emotionen. Denkanstöße zum Verhältnis von Verstand und Gefühl in der historisch-politischen Bildung. In: *zdg* (Zeitschrift für Didaktik der Gesellschaftswissenschaften), Heft 1/2011).

Trebesch, Jochen: Giuseppe Tomasi di Lampedusa. Leben und Werk des letzten Gattopardo. Nora, Berlin 2013 (3. Auflage).

Tuchman, Barbara: Die Torheit der Regierenden. Von Troja bis Vietnam. Fischer-Taschenbuch, Frankfurt a.M. 2001/2016 (6. Auflage).

Dies.: In Geschichte denken. Essays. Fischer Taschenbuch 1984.

Wellendorf, Franz / Wesle, Thomas (Hrsg.): Über die (Un)Möglichkeit zu trauern (hier der Text zur Gesprächsrunde von Knellessen, Passett und Schneider), Klett-Cotta, Stuttgart 2009.